

## Das Menschlein Matthias.

13) Erzählung von Paul Sja.

„Der hat mit meinem Geschäft nichts zu tun!“ fuhr ihm der kleine Gebieter knirschend vor Mut in die Rede. „Wer sich zu beklagen hat, soll in mein Kontor kommen und nicht wie ein Botokude vor den anderen herumtanzen, verstehen Sie mich?“

Doch der andere hatte schon alle Hoffnung verloren.

„Nein, Herr Girsch!“ rief er hinter diesem her, „ich verstehe Sie nicht. Sie sind doch selber schon oft von diesem tollen Hund gebissen worden. Wie ein Marktweib verhudelt er Ihren Namen stadtaus und ein. Das weiß hier jeder Sticker und Staber. Und daß Sie sich ducken, Sie, der reiche Herr Girsch, vor einem Angestellten, aus Angst, er könnte zur Konkurrenz überlaufen. Das ist auch eine Selbstüberwindung, aber ich beneide Sie nicht darum, Herr Girsch! Ich nicht!“

Diese Worte des verzweifeltsten Mannes fielen nieder wie Hammerschläge und erschütterten alle Herzen. In ihrem Nachklang trat fast in allen Köpfen eine bestechende Eingebung zutage, das Gefühl von der entehrenden Macht des Besitzes und dem erhebenden Stolz des Armen, der lieber Not leiden als die Achtung vor sich selbst verlieren will.

Eine Weile glich sich der in seiner Selbstbeherrschung sonst unübertreffliche Herrscher nicht mehr. Der Ankläger hatte zweifellos seinen wunden Punkt getroffen. Girsch senior stampfte den Boden mit seinen schwachen Beinen, er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, sein Gesicht war zur Fraze verzerrt, die Stimme überschlug sich, als er seinen Willen kundtun wollte. „Sie sind entlassen. Augenblicklich, hören Sie, augenblicklich verlassen Sie mein Haus. Ist denn niemand da, der mir diesen Menschen aus den Augen schafft?“

Die Aufforderung war freilich überflüssig. Der Aufwührer hatte die Saaltür bereits hinter sich zugeworfen. Aber ein Geist des Widerstandes blieb darin zurück und nistete sich ein in mancher Brust. Auch den Strebern und ehrlosen Kriechern, die nirgends fehlen, wo Menschen uns tägliche Brot nebeneinander ringen, auch diesen rändigen Schwänen hatte der Blick gezündet; sie erblickten sich nackt, in ihrer ganzen Häßlichkeit. Da gab es denn schwere Beklemmungen, schene Wäde und brandrote Wangen.

Kerger war aber niemand betroffen als Brigitte Böhi, das Musterfräulein. Sie horchte noch lange hinaus und konnte kein Glied rühren, als die anderen ihre Arbeit schon wieder mit Gleichmut aufgenommen hatten. Auch Matthias war bei dem Geschrei schwer besorgt vom Stuhl gerückt. Er blickte jedoch nicht selbstständig auf den Stampsplak, sondern sah zuerst einmal nach, was die Mutter so sehr gefangen nahm. Sie schien nur den einen zu beachten, just den Großen mit der Samtjacke und den gewürfelten Hosen. Als dieser verschwand, wurde ihr Blick ganz starr, ganz nach innen gefehrt.

In die Seele des Knaben aber schlug es wie ein Blitz: Das ist er! Dieser mächtige Bösewicht, der da den armen Granbart davonjagte, war gewiß imstande, auch ihn, den kleinen Matthias, hinauszupfeffern. Nur gut, daß er nun wenigstens wußte, wie der Erzfeind ausah! Dem durfte er beileibe nicht in die Hände laufen. Und die Mutter hatte tausendmal recht, wenn sie den nicht zu seinem Vater machen wollte.

Aber das Bild des sonderlichen Mannes war damit unauslöschlich in das Gehirn des Kindes gegraben. Von Stund an mußte Matthias viel über ihn nachdenken, besonders darüber, daß jener so viel zu befehlen hatte und zugleich so halb und halb — er wußte nicht wie — sein Vater war.

„Der schreckliche Mensch... Was der noch alles anstellt!“ flüüsterte Brigitte unbewußt, ahnungsvoll.

Im Nebenraum, dem Kontor von Herzfeld junior, vernahm sie eine heftige Debatte der beiden Prinzipale. Es dauerte auch gar nicht lange, bis der Alte wieder zum Vorschein kam und ihr den Auftrag erteilte: „Sagen Sie dem Dessinateur Oberholzer, daß ich ihn in meinem Kontor erwarte.“

Einen schlimmeren hätte man ihr kaum geben können. Schon der Zwang, durch die Reihen der Ausrüsterinnen zu

gehen, dünkte sie ein Spiehrutenlaufen, denn diese hatten den Knaben im Musterzimmer längst entdeckt und mit böshafstem Vergnügen festgestellt: „Der junge Oberholzer ist da!“ Des alten Zeichners tragischer Abgang schien bereits wieder vergessen. Flotsch, der Zerger, setzte die unterbrochene Bespermahlzeit fort und machte dazu hinter Mister Greens Rück allerlei muntere Streiche. Er warf seinem Spiehgellen auf der anderen Seite des Saales, über die Köpfe der Mädchen hinweg, Wurstscheibchen zu, die dieser akrobatisch geschickt aufging und verschlang. Wenn dann der Abteilungschef ahnungsvoll sich umblickte, sah Flotschchen jedesmal mit dem Gleichmut eines Wiedererwägers da, ohne den geringsten Anhaltspunkt zu bieten, was die unfreiwilligen Lachausbrüche nur noch verstärkte. Er war Greens bester Freund, jeden Sommer am Samstagabend zogen die beiden mit Pickel, Axt und Seil in die Berge, bestanden zusammen die herrlichsten Gefahren, und keiner mochte den anderen auch nur einen Tag missen, aber infolge der Ungleichheit ihrer Stellung kam es im Geschäft zwischen ihnen täglich zu Reibereien, wobei Flotsch stets die gekränkte Unschuld spielte. Er hatte in dieser Hinsicht nicht das geringste Ehrgefühl und machte jeden Pader und Staber zu Vertrauten seiner Torheiten. Alle Raufenlang wurde irgendein Anschlag in Szene gesetzt, um der Würde des Chefs ein Bein zu stellen. Entweder war ihm der Kuttdeckel zugenagelt, worauf er dann minutenlang kopfschüttelnd, erst behutsam, schließlich wie rasend das Schloß hin und her trieb, stemmte und schimpfte, daß den Eingeweichten vor verhaltenem Lachen die Tränen über die Backen rollten, oder er schleppte plötzlich im Gehen den Papierkorb hinter sich her, der mittels Saden und Klammer an seiner Arbeitsjoppe befestigt war.

Das Erscheinen des Musterfräuleins erregte neues Aufsehen. Die Mädchen stießen sich an, die jungen Herren der Expedition räusperten sich und zwinkerten mit den Augen.

Brigitte bemühte sich, unbefangen zu erscheinen, sie sprach im Vorbeigehen einige Worte mit Fräulein Labhart, der einzigen Freundin, die sie unter den Bleichemädchen hatte, und nahm auch mit erkünsteltem Interesse einige Notizen in Augenschein. Von dem schimpflichen Gesplatter konnte sie nichts hören, aber sie empfand die frechen Blicke doch wie an die Anie durch Schmutz und Schlamm waten müßte.

Wie kommt's, daß diese Menschen so viel Macht über mich haben? dachte sie im Gehen, tief beschämt von ihrer Zaghaftigkeit. Ich kann mich ja gar nicht mehr natürlich bewegen. Wenn ich das wäre, wofür die mich halten, ich könnte mich nicht dümmer benehmen!

Ueber die Niedertracht der anderen wunderte sie sich nicht. Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß die in Fabriken zusammengetriebenen Menschen fast nur durch ein Wunder gut bleiben konnten. Die meisten waren verbittert, weil sie sich zurückgesetzt wähnten; sie haßten sich untereinander und lagen beständig auf der Lauer, wer ihnen den Rang ablaufen könnte.

Darum gab es so viel Schmeichler und Heuchler, Streber und Angeber. Nur wenige suchten ihre Vorgehens durch ehrlichen Fleiß zu überzeugen; so geringe Aussichten schien diese Methode im Kampf ums Dasein zu bieten. Und doch mochten gar manche als treuherzige, rechtschaffene Seelen in dieses Haus gekommen sein und sich lange gestraubt haben, ehe sie der gemeinen Seuche zum Opfer fielen. Sie hatten in der ersten Zeit vielleicht einen wahren Abscheu empfunden, wenn sie sahen, wie dieser und jener, der eben noch faul herumlungerte, beim Erscheinen des Prinzipals eine fieberhafte Tätigkeit herauskehrte und sich gebärdete, als ob ihm die Interessen des Geschäfts wie Räder im Kopfe furrten. Ach, all dies um ein bißchen Beförderung und Gehaltszulage! Mitleiderregend war indessen das Gesicht der meisten Bleichemädchen. An der Schwelle des frankischen Lebens stehend, drängten sie zu Hunderten herbei, um hier eine bescheidene Aussteuer zu erwerben, die bessere Zeit zu erwarten, wo ein erwünschter Freier Ernst machen werde. In der Blütezeit des Hoffens hatte man die Augen wohl gar zu den großen Sternen der Bleiche aufgeschlagen: Prokuristen, Vnshalter, Zerger und Stickermeister mit fürstlichen Gehältern wurden im Geist an den Hochzeitswagen gespannt; man wies sich die besten Plätze in der Sphäre bürgerlicher Wohlhabenheit und teifte Gnaden aus an die in Armut zurückgebliebenen, vom

Glück vergessenen Freundinnen. Das dauerte so einige lange, bange Jahre, während dessen die Ansprüche langsam, aber sicher nachließen, bis zuletzt ein ordentlicher Sticker oder Packer die Hand bot zu einem bescheidenen Winkelglück im Arbeiterviertel. Denn diese konnten immerhin noch von Glück sagen im Vergleich mit den alleingeblienen, verfaulerten alten Jungfern, die sich zuletzt hoffnungslos auf die Arbeit warfen, verzweifelte Reforbe des Fleisches schufen und auf diese Weise den Jungen eine schwere Plage wurden. Sie zischten und hechelten, spannen Intrigen, spürten „Fehlstritte“ auf, die sie nicht schnell genug an die große Glocke hängen konnten, wiewohl sie selber einst ihre Haut recht wohlfeil zu Markte trugen und sich bitter härmten, weil keiner darauf bieten mochte. Ja, solche Verwandlungen begaben sich in diesen Räumen. Die Blüten der Hoffnung, die duftigen, vielfarbigen, fielen ab und giftige Früchte wuchsen an ihrer Stelle.

Brigitte durfte sich nicht verhehlen, daß sie selber bis heute kein anderes Garn gesponnen hatte. Wie ihre äußere Gefälligkeit die Ursache ihrer bevorzugten Stellung war, weil nun einmal auch die Großen lieber hübsche als häßliche Geschöpfe neben sich haben, so sahen die besseren Angestellten in ihr auch heute noch eine Art Freiwild, wozu sie sich eben durch Brigittes früheren „Fehltritt“ berechtigt glaubten. Der eine und andere war ihr schon näher gekommen, sie hatten gemeinsame Ausflüge gemacht und Gefallen aneinander gefunden. Allein das Mutterfräulein ließ es jeden fühlen, daß sie ein gebranntes Kind sei und ihrer keinem über den Weg traue. An ihrer großen Vorsicht und Zurückhaltung scheiterten die guten Bekanntschaften. Von seiten dieser besseren Herren hatte sie noch nie einen ernstgemeinten Heiratsantrag erhalten, denn selbst der Allerliebteste konnte den Mut nicht finden, die Erbschaft ihres ersten Liebhabers in Ehren anzutreten. Ohne Spott und mancherlei Verachtung wäre so einer in Treustadt schwerlich durchgekommen. Und darum begegneten sich alle in dem einen, wehmütigen Gefühl: „s ist doch jammerschade um das appetitliche Weiblein!“  
(Fortf. folgt.)

## Giftmord durch Bakterien.

Der Sensationsprozeß, der sich in diesen Tagen vor den Frankfurter Geschworenen abspielte, lenkte die Aufmerksamkeit auf eines der gefährlichsten Gebiete des modernen Verbrechens. Giftmorde an sich sind freilich nichts Neues; man kann sogar sagen, daß diese Untaten in der neueren Zeit im Verhältnis zum Altertum und zum Mittelalter ganz erheblich zurückgegangen sind. Denn heute steht die Justiz derartigen Verbrechen nicht mehr wie in früheren Zeiten hilflos gegenüber; dank den Fortschritten der Physik, der Chemie und Medizin vermag der Kriminalist den verbrecherischen Schleichwegen der Giftmischer fast ausnahmslos erschöpfend nachzuspüren und ihnen ihre Untaten wissenschaftlich unumstößlich nachzuweisen.

Es ist aber eine alte Erfahrung, daß auch das Verbrechertum mit den Fortschritten der Wissenschaft Schritt zu halten und sich deren Methoden nutzbar zu machen sucht. Kein einigermaßen intelligenter Giftmörder wird sein Opfer heutzutage noch etwa mit Hilfe von Arsenik um die Ecke zu bringen suchen; denn es ist allgemein bekannt, daß noch nach Monaten die Spuren des Arsens in den Leichenteilen untrüglich nachzuweisen sind. Dieser Umstand ist es eben, der zu einer Verringerung der Giftmorde geführt hat. Der Giftmörder unserer Tage wählt andere, geschicktere Methoden. Er kennt die fürchtbare Wirkung gewisser Krankheitsstoffe, insbesondere der Erreger von gefährlichen Infektionskrankheiten, und er arbeitet statt mit anorganischen Giften lieber mit Reinkulturen von Bakterien, Koffen und Spirochaeten. Beachtenswert ist dabei der Umstand, daß die Phantasie der Romanschriftsteller solche Verbrechen vorausgesehen hat, bevor diese selbst nachweislich verübt worden sind. So ist es wohl noch in Erinnerung, wie nach den mit Hilfe von über die Landstraße gespannten Drahtseilen verübten Anschlägen gegen Automobile auf den Roman eines unserer modernsten Autoren aufmerksam gemacht wurde, in dem ein derartiges Verbrechen und sein Verlauf eingehend geschildert ist. Ob jener Roman den Verbrechern den Anreiz zu ihrer Tat gegeben hat, das erscheint wenig wahrscheinlich. Anders liegt der Fall jedoch bei den literarischen Schilderungen von Giftmorden durch krankheitserregende Bakterien. Menschen, wie Gopp, deren Intelligenz und Kenntnisse zu solchen Verbrechen ausreichen, können sehr wohl auch die neueren Erscheinungen der schönen Literatur verfolgen, und es ist recht wohl denkbar, daß Gopp z. B. den Roman „Madame d'Or“ von Johannes W. Jenien gefannt hat, in dem, worauf A. Abels in S. Groß' Archiv hinweist, die absichtliche Uebertragung von Tollwut eine Rolle spielt. Der Doktor Mikabely, Spezialist für Hundswut, begeht hier ein Verbrechen, indem er das Hundchen seines Oheims mit Tollwut infiziert. Die

Krankheit kommt zum Ausbruch, der Hund beißt seinen Herrn. Der Doktor erschießt das Tier, der Onkel stirbt und er beerbt ihn. Der untersuchende Detektiv kommt mit allerdings etwas sehr stöhn gezeichneten Kombinationsgabe hinter die „teufliche Untat“. Aber er selbst weiß auch, daß das Gebäude der Anklage, die auf einer Lanzettenspitze ruht, die bei der Impfung des Hundes abdrach und im Kadaver gefunden wird, auf schwankender Basis steht, und ist zu einem Kompromiß geneigt. Solche Verbrechen sind übrigens seit etwa drei Jahrzehnten in der Literatur sehr häufig geschildert worden.

Viel Staub aufgewirbelt hat vor verhältnismäßig ganz kurzer Zeit, in den Jahren 1910 und 1911, ein solches Verbrechen, das in Petersburg geschehen ist, und das auch dort zur Aburteilung kam. Es ist der Giftmordprozeß Panschenko-Buturlin. Der Mediziner Dr. Panschenko wurde beschuldigt, einem reichen Erben Präparate beigebracht zu haben, die Buturlins Tod bewirkt haben sollen. In dem Sinne legte auch Panschenko ein Geständnis ab; in dem Prozeß konnte aber nicht einwandfrei nachgewiesen werden, an welchem Gift Buturlin gestorben ist. Soweit man nach den sich widersprechenden Gutachten der Sachverständigen in dem Prozeß schließen kann, scheint Buturlin an Cholera zugrunde gegangen zu sein; manche Symptome sprachen jedenfalls dafür. Es konnte freilich nicht mit absoluter Sicherheit nachgewiesen werden, ob Panschenko wirklich mit Bakteriengiften operiert hat. Ein ähnlicher Fall wie der jetzt in Frankfurt a. M. zur Aburteilung gelangte, hat sich vor vier Jahren in den Vereinigten Staaten ereignet. In Kansas City im Staate Missouri hatte ein Dr. Ohde den Onkel seiner Frau, den Obersten Swope, mit Strichnin vergiftet, um sich in den Besitz des enormen Vermögens von Swope zu setzen. Ohde hatte geradezu Massenvergiftungsversuche angestellt, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er war auf den suchtbaren Gedanken verfallen, das Trinkwasser der Familie mit Typhusbazillen zu verseuchen. Auf diese Weise sollten außer dem Obersten und dessen Keffen noch weitere acht Familienmitglieder beseitigt werden.

Nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit ist gegenwärtig unter den amerikanischen Mördern der sog. „Kobratod“ das beliebteste Mittel, ihre düsteren Pläne auszuführen. Diese Mordmethode besteht darin, dem Opfer durch eine winzige Kratz- oder Stichwunde, die kaum die Haut ritzt, etwas Kobratgift zuzuführen, worauf binnen wenigen Minuten der Tod eintritt. Die Aufdeckung solcher Verbrechen, die mit der raffiniertesten Kenntnis der Gifte arbeiten, bereitet den Behörden und der Justiz die größten Schwierigkeiten, und man wird sich entsinnen, daß vor kurzem auch aus Paris Meldungen durch die Blätter gingen, nach denen ähnliche Verbrechen dort anscheinend versucht worden sind. Eine Dame hatte behauptet, im Theater plötzlich einen leichten Stich verspürt zu haben; bald darauf sei ihr fast die Besinnung geschwunden, und erst im letzten Moment sei es ihren Bekannten möglich gewesen, sie aus den Händen zweier elegant gekleideter Individuen zu entreißen, die unter dem Vorwande, die Bewußtlose zu stützen, sie augenscheinlich im Automobil hätten entführen wollen. Der Fall ist bisher nicht aufgeklärt, da die beiden Männer plötzlich verschwunden waren.

Daß in Amerika derlei Untaten gang und gäbe sind, das zeigen die umfassenden Maßregeln, die ergriffen werden, damit die Justiz von den Verbrechern, die mit allen Künsten der modernen Wissenschaft arbeiten, nicht etwa gar überholt wird. So ist im letzten Jahre in Chicago ein Institut gegründet worden, an dem Männer der Wissenschaft die Möglichkeit finden, den Kampf gegen das moderne Verbrechen erfolgreich aufzunehmen. Denn nach der übereinstimmenden Aussage aller Autoritäten der Chicagoer Gerichtsbehörden haben sich die Methoden der Mörder in den letzten Jahren derart verfeinert, kompliziert und vervollkommenet, daß mit dem bisher üblichen Schem der Totenschau viele Verbrechen sich der Entdeckung und damit der Verfolgung entziehen. Aber auch bei uns hat man die Gefahr, die der Allgemeinheit durch solche Verbrechen droht, wohl erkannt, und der bekannte Berliner Gerichtsarzt Professor Fr. Strakmann sagt in seinem vor zwei Jahren erschienenen Werke: Medizin und Strafrecht, daß die Bakteriengifte deshalb außerst gefährlich in verbrecherischen Händen seien, weil es unmöglich ist, sie im Körper sicher nachzuweisen, und weil sich selbst im Falle des Nachweises unmöglich sagen läßt, ob sie nicht auf natürlichem Wege in den Organismus gelangt sind. Glücklicherweise ist es eben nicht so leicht, sich Bakteriengifte zu verschaffen, und gerade der Fall Gopp wird die bakteriologischen Institute zweifellos zu ganz besonderer Vorsicht in dieser Beziehung veranlassen.

## Der Geiger.

Von Ludwig Nagh.

Die kleine Stube des Geigers lag zu ebener Erde und ihr einziges Fenster schaute auf die Straße. Auf eine enge und lange Straße, deren Finshäuser von lauter armen Leuten bewohnt waren.

Es war ein Sommerabend. Durch das offene Fenster wehte Hitze dämpfender Wind. Der Geiger saß neben dem Tisch, im

Dunkel, stülte sich auf die Ellenbogen und ließ es geschehen, daß der süßle Wind seinen nackten mageren Hals umarmte, streichelte. Der Wind wehte anfangs leise, schwellte dann immer kräftiger an und strich schließlich mit Macht über das Gesicht, die Mauern, den Vorhang, die Möbel und begann zu musizieren. Der Wind spielte dem Geiger eine eintönige, traurige, erregende Musik in die Ohren. Mit geringem Interesse lauschte der Mann den monotonen harten Lauten, doch dann riß er einige Stüde aus dem endlosen Saug und begann diese zu formen, zu schweremütigen Melodien zu färben. Herrliche Lieder, voll Weh, schossen in seiner Phantasie auf und er lachte. Lachte gütlich mit weinerlichen Lippen. Und dieses Lächeln erstarrte auf seinem Gesicht. Er erhob sich sehr langsam, sehr behutsam, um dieses Lächeln nicht zu verschanden, trat zu dem Kasten, öffnete ihn, holte seine abgenutzte Violine hervor, nahm den Bogen in die rechte Hand, preßte das Instrument küßend an die lächelnden Lippen — und begann zu spielen.

Der Geiger war kein Meister, er konnte bloß geigen. Er war auch kein wirklich geschulter Violinist und wäre, wenn er die Absicht gehabt hätte, sich öffentlich zu produzieren, als elender Stümper dagestanden. Wenn er aber daheim in seiner bettlerarmfeligsten Stube saß, allein im Halbdunkel und schicksalschwangerer Stille, wenn ihm die Gedanken in der Seele Blitze entflammen ließen und diese Blitze die Trümmer und verlohten Reste seines verflohenen Lebens purpurrot beleuchteten und ihm seine ganze Zukunft mit verzweifeltten, abscheuerregenden Schreckbildern anstarrte, da wuchs sein Geist, wurde seine Seele rein, umstrahlte Glorienschein seine Stirne. Da wurde er ein Künstler, groß und herrlich, ein mächtigerer Beherrscher des Bogens als jeder andere, denn dann ergoß sich das Schluchzen des Lebens aus seinem Herzen und ließ die Saiten, die kleine Stube, die stummen Möbel, die Luft, die Gasse, den Himmel erbeben.

Der Wind legte sich, erstarb. Und die Geige fauste. Der Geiger stand im Halbdunkel, dem offenen Fenster zugewendet, sein Blick irrte in das Nichts und er spielte — das wollüstig-schmerzliche Lächeln immer auf den Lippen.

Auf der anderen Straßenseite, unweit des klingenden Fensters, stand in einem Tor ein düsterblickender Mann. Ein zermürbter, ermüdet-zerreißt gelleideter, tief gedemütigter Mann mit einem großen Bart. Er stand im Tor, in seltsam-schwerer Haltung, als sei er eben auf der StraÙe des Lebens endgültig steden geblieben und sinne nunmehr nur noch mit trauriger Neugierde über das Wenige nach, was noch kommen könne. Er stand und lauschte zornig dem spielenden Wind, der eintönigen, aufreißenden, unverständlichen Musik des Windes, mit der er nichts zu beginnen wußte. Mit unerträglichem Druck legte sich das Gefühl völliger Ohnmacht auf seine Brust. Er stand im Tor, horchte, bewegte sich nicht, bis dann das Spiel der Geige ertönte. Das Geigenspiel ver-setzte den düsterblickenden Mann in Unruhe, vorerst begann er auf seinem Platz hin und her zu rücken, dann ging er gequält auf und ab. Der Wind hatte sich gelegt — vielleicht hörte er ihn bloß nicht, weil das Vibrieren der Violine alle seine Nerven reizte — Krampf durchzuckte seine zu Häuten geballten Hände und er preßte die Finger so zusammen, daß ihm die großen Nägel ins Fleisch drangen. Dann schlich er langsam — wie auf der Lauer — mit behutsamen Schritten — immer auf derselben StraÙenseite bleibend — dem Fenster gegenüber und starrte, sich aufräselnd, in die finstere Stube. Er sah bloß das schwarze Viereck des Fensters. Wußte aber mit Gaf, daß dort drinnen wieder jener hagere, schmal-gesichtige, gelbzahmige, fahlwerdende Elend-Mensch die Geige spielte. Er spielt — und seine Geige schluchzt und jammert. Er weiß jetzt bloß eines, daß die Geige schluchzt und jammert. Aber es ist sicher, daß jener andere, jener unglückselige Mensch, der die Geige schluchzen läßt, der mit den zudringenden Kräften seiner Seele die Saiten zum Leben erweckt, viel, sehr viel, unendlich viel in die vibrierende Melodie preßt. O dieser Elende!

Die finsternen Augen des Mannes blihen durch das offene Fenster. Mächtiger schwarzer Gaf wühlt in seiner Lumpenbedeckten Brust, dehnt seine Eingeweide, preßt ihm die Kehle zusammen, daß er fast aufschreit, um jenes entsehlliche, schöne, neidisch gehafte Geigenspiel verstummen zu lassen.

Doch kein Laut dringt aus seiner Kehle. Er huscht geräuschlos über die StraÙe und nähert sich mit drohender, tiefer, zusammengepreßtipziger Stummheit dem Fenster. Wie er das Fenster erreicht, blickt er sich um, lauscht eine kurze Weile, als ängstige er sich vor den unbefannten, noch nie gehörten Nuancen der Musik, dann schleudert er die unförmigen, von Arbeit geschwollenen, rauhen Hände vor sich und starrt darauf. Mit starkem und reintonigem Flehen weint die Geige, kann aber sein Herz nicht erweichen. Er ersafst das Fensterbrett, einige träge, aber geräuschlose Schwünge . . . er steht in der Stube.

Der Geiger spielte und lächelte in der Finsternis. Zitternd nahte sich ihm der düsterblickende Mann. Der Geiger nahm ihn wahr. Die Melodie stredte, das Herz des Geigers podte laut auf, das Lächeln nitlos aufgeschmecht von seinen Lippen und er fragte mit zitternden Worten:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

Auch der düsterblickende Mann zitterte und konnte nicht sprechen, näherte sich aber hartnäckig dem Geiger. Dieser wick zurück, glogte und stammelte wieder Fragen:

„Du willst mich doch nicht töten? Willst mich doch nicht er-

morden? Lauter arme Leute wohnen in dieser Gasse, doch ich bin der ärmste.“

„Du lügst,“ flüsterte der Düsterblickende. „Ich bin noch ärmer als Du. Ich bin der elendeste Mensch in dieser Gasse. Du bist reich und reizt uns, reizt uns alle, die wir Dein Spiel hören.“ „Auch Du bist ein elender Mensch? Mein Bruder im Elend? Ich habe gar nichts und Du nennst mich reich? Warum quälst Du mich? Warum willst Du mich töten?“

„Ich muß Dich töten. Ich muß, denn ich hasse Dich entsehllich. Umbringen werde ich Dich, denn allabendlich spielst Du mir Deine Musik in die Ohren, daß mich die Feuer des Hasses verzehren!“

„Ist es wahr? Warum solltest Du mich hassen, mein Bruder im menschlichen Elend? Tue mir nichts, lasse mich leben!“

„Tut nichts! Du bittest vergeblich! Es gibt kein Erbarmen! Ich töte Dich, sonst tötest Du mich. Ich hasse Dich, denn ich bin schon so elend, daß ich jeden hasse, der nicht so elend ist wie ich. Ein wildes Tier ist mein Gaf, gereizt von dem feurigen Peitschen des Elends. Und mein wildgewordener Gaf muß jemand zerreißen. Dich wird er zerreißen! Du zerrst allabendlich an meiner Seele. Du bist reich und schleuderst mir tagtäglich, wenn der dunkle Abend kommt, Deinen Reichtum vor die Augen. Dich hasse ich, stärker als die Könige des Geldes hasse ich Dich, denn Du bist in meiner Nähe, Du peitschst meine Qualen auf!“

Der Geiger stammelte schweißbedekt:

„Warum? Warum, mein Bruder im Elend? Hörst Du das Spiel der Violine nicht gerne? Verursacht die Musik Deiner Seele Schmerz?“

„Schmerz! . . . Ach! . . . Die Töne Deiner Geige schreien mir mein entsehlliches Schicksal in die Ohren. Siehst Du, Du spielst — und ich bin machtlos. Wie reich bist Du? Jeden Abend schüttest Du Deinen Kummer aus. Mich aber beißt die Erbitterung wie die Hunde einen zur Erde gestürzten Menschen. Häßlich und bössartig. Draußen auf der Gasse beißen und zerren die Qualen an meinen Eingeweiden und Du weinst Dich hier in Deiner Stube ganz allein durch Deine Geige aus. Und weinst so lange, bis Du, müd und matt geworden, Dich beruhigst. Doch was soll ich machen? Branntwein trinken? Ich knirsche hinter zusammengepreßten Lippen die Zähne und will die Mauern zertrümmern. Entsehllich ist meine Ohnmacht! Ich bin ein elender Mensch, versteh mich auf wenig. Bin ein Lasttier, dem alles versagt blieb. Du bist jemand und mich, o verleihe mich recht, lehre man nicht geigen! . . .“

Der düsterblickende Mann betrachtete noch immer haßerfüllt, die Finsternis mit den Augen durchbohrend, den Geiger, doch seine Wäde waren schon matt und müde, und während ihm die Worte im Herzen widerhallten, sank er auf einen Sessel und begann zu schluchzen. Und schluchzend wiederholte er:

„Man le—chre mich nicht gei—gen. . .“

Der Geiger erschrak, doch dann überkam ihn das Gefühl der Erleichterung. Eine Weile schaute er wortlos auf den Weinenden. Dann lächelte er und legte die Hand voll Zärtlichkeit auf den Kopf des Düsterblickenden. Dessen Schluchzen wurde stiller und er beruhigte sich allmählich. Leise begann ihn der Geiger zu trösten:

„Weine nicht . . . sei still . . . ich werde jetzt spielen . . . Achte auf mein Spiel . . . Von Deinem Leid will ich spielen . . . Du aber ertrage es stumm und regungslos . . . die Geige wird statt Deiner weinen . . .“

Er hob die Geige ans Kinn, nahm den Bogen in die rechte Hand und melancholisch klagend, mit rührendem Weinen flog die Melodie empor.

Der düsterblickende Mann weinte nicht mehr, hob den Kopf und lauschte mit großer Aufmerksamkeit.

(Verechtigte Uebersetzung von Stefan J. Klein.)

## Der Vulkanausbruch von Kagoshima.

Die vulkanische Katastrophe, die sich am Südende der japanischen Insel Kiuikiu vollzogen hat, scheint sich an Bedeutung den größten ähnlichen Ereignissen der letzten Jahrzehnte anzuschließen. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Größe einer derartigen Katastrophe ein verschiedenes Bild darbietet, je nachdem der eigentliche Naturvorgang oder seine Folgen in Betracht gezogen werden. Ein verhältnismäßig kleiner Vulkanusbruch kann eine sehr verhängnisvolle Wirkung ausüben, wenn er gerade in unmittelbarer Nähe einer größeren Stadt oder eines sonst dicht besiedelten Landes erfolgt. Ein anderes Mal bleibt vielleicht eine viel heftigere Eruption fast unbeachtet, wenn sie in einer menschenleeren Gegend stattfindet. Weit aus das gewaltigste vulkanische Ereignis der letzten 20 Jahre war die Explosion der kleinen Insel K r a t a u in der Sundastraße, die von vornherein nach Gebühr eingeschätzt wurde, aber mit der Zeit auch in ihren natürlichen Folgen eine besondere Aufmerksamkeit erregte. Man kann sogar sagen, daß sie zu einer wissenschaftlichen Sensation wurde, da damals zuerst der Aufstieg des Vulkanstaubes in hohe Schichten des Luftmeeres durch die auffällige Erscheinung der leuchtenden Nachtwolken nachgewiesen wurde. Im gleichen Maße wissenschaftlich interessant war die Eruption des Vulkans K a t m a i in Alaska 1912, die der Wissenschaft Gelegenheit gegeben hat, zum erstenmal eine Erösung der Atmosphäre durch den Vulkanstaub und eine dadurch bedingte Ver-

minderung der zur Erde gelangten Sonnenwärme in einem großen Umfang nachzuweisen. Die Eruption des Mont Pelé von 1902 dagegen, die in der menschlichen Geschichte als eine der folgenschwersten vulkanischen Ereignisse bezeichnet ist, ist vom naturwissenschaftlichen Standpunkt als eine verhältnismäßig geringfügige Neuerung vulkanischer Kraft betrachtet worden.

Die jüngste japanische Katastrophe dürfte sich der Art nach von den an anderen japanischen Ausbrüchen gemachten Erfahrungen kaum wesentlich unterscheiden haben; andererseits scheint sie das Trauerspiel von Martinique in der Höhe der Verluste an Menschenleben noch zu übertreffen. Der berühmte deutsche Geograph Ferdinand v. Richthofen, der als erster europäischer Naturforscher im Jahre 1871 die Insel Kjusiu zu Fuß durchzogen hat, nennt in seinen Tagebüchern Kagoschima die schönste Stadt von Japan. Die Stadt konnte sich damals durch ihre ganze Bauart sowie durch die prächtige Anlage und peinliche Sauberkeit der mit Basaltsteinen belegten Straßen unter anderen japanischen Städten leicht auszeichnen. Das hohe Lob, das der deutsche Forscher ausspricht, bezieht sich aber vor allem auch auf die Lage an der Länglich nach Süden gestreckten Meeresküste, aus deren Mitte die Insel Kagoschima mit ihrem Vulkanberg Sakura, nach dem auch die Insel als Saturaschima bezeichnet wird, aufragt. Vor der Eruption bildete dieser kleine Inselvulkan, der knapp 1000 Meter Höhe besitzt, von Kagoschima aus aber bei klarem Wetter den Eindruck einer doppelten Höhe hervorruft, einen von Nordost nach Südwest verlaufenden Kamm. Am Südostende befand sich ein Krater, aus dem häufig Dämpfe aufstiegen. Außerdem war noch ein kleinerer Krater weiter unterhalb vorhanden, der in seiner vollkommen runden Ausbildung wie ein geologisches Modell wirkte. Diese frühere Gestalt des Vulkans wird sich nur wohl völlig verändert haben.

Kagoschima ist jetzt eine Stadt von etwa 80 000 Einwohnern, aber auch die Umgebung ist ziemlich dicht bewohnt. Die Unfruchtbarkeit in den höheren Teilen der Vulkanberge macht es überhaupt zur Notwendigkeit, jedes nutzbare Fleckchen des tieferen Bodens zu besiedeln und zu bearbeiten. Daraus erklärt sich auch die hohe Zahl der von der Eruption und ihren Folgen betroffenen Menschen.

Unter diesen Begleiterscheinungen werden die Erdbeben wieder an erster Stelle genannt, sicher zum Verger der Geologen, die einen Zusammenhang von Erdbeben und Vulkanausbrüchen grundsätzlich ablehnen. Es ist allerdings selbstverständlich, daß die heftigen Explosionen eines Vulkans nicht ohne Erschütterung der Erde erfolgen können, aber sie ist nach den bisherigen Erfahrungen nie besonders stark und vor allem nicht ausgebreitet, sondern von mehr lokaler Natur. Wenn sich der Verdacht als wahr erweisen sollte, daß die mit dieser Eruption verbundenen Erdbeben sich über die ganze Insel Kjusiu oder gar noch weiter erstreckt haben sollte, so wird die Frage zu beantworten sein, ob sie vielleicht noch eine besondere Entstehung gehabt haben, die den Vulkanausbruch vielleicht eher verursacht hat, denn als seine Folge zu betrachten ist. Daß durch die Krämpfe des Inselvulkans in der engen Meeresbucht Sturzwellen erzeugt worden sind, ist vollkommen begreiflich, und es dürfte nur der meist steilen Weisheit der Meer zu zuschreiben sein, daß gerade dieser Naturkraft nicht noch vielmehr Verhängnis und Einwohnern zum Opfer gefallen sind. In dieser Hinsicht wird sich am ersten ein Vergleich mit dem Ausbruch jenes anderen Inselvulkans, des Krokatau in der Sundastraße ziehen lassen. Auch damals, 1883, wurde durch die Erschütterung der Explosion, die eine volle Hälfte der Insel in die Luft sprengte, eine Flutwelle erzeugt. Diese aber war so gewaltig, daß sie nicht nur in die über 50 Kilometer entfernte Küste von Sumatra und Java eindrang und dort alles bis weit ins Innere verheerte, sondern ihren Weg um den ganzen Äquator der Erde nahm. Nach 9 Stunden hatte sie die Breite des Indischen Ozeans durchgemessen und brandete an der Ostküste der Insel Madagaskar und sie war nach 17 Stunden an der Südspitze von Südamerika angelangt, wo sie eine noch recht bedeutende Hebung des Meeresspiegels verursachte. Am besten wird sich die natürliche Bedeutung des Ausbruchs von Kagoschima an den weiteren Folgen ermessen lassen, ob es nämlich, ähnlich wie nach den genannten großen Ausbrüchen, zu auffälligen Erhebungen der Atmosphäre kommt, die sich zunächst in einer Steigerung der Dämmerungsfarben beim Auf- und Niedergang der Sonne kennzeichnen müßte.

### Kleines Feuilleton.

**Komisch.** Kaum ein anderes Fremdwort wird so viel falsch angewendet, wie das kleine „komisch“. Da fliegt beispielsweise ein Luftschiff in großer Ruhe und Sicherheit über uns; schon finden das einige Menschen „sehr komisch“. Ein ernstes Bild erregt allseitiges Aufsehen. Es wird über das Für und Wider gestritten, und ich höre: „Komisch, daß der Meister das gerade auf diese Art dargestellt hat.“ In beiden Fällen — aus tausend Beispielen sind nur diese zwei herausgegriffen — fragte ich mich: „Wo steht denn da das Scherz- und Späßhafte, was ist denn lustig dabei?“ Und dann fiel es mir ein, daß das deutsche Volk wieder bei Fremden Anleihen macht, obgleich ihm unsere Sprache treffendere Ausdrücke zur Verfügung stellt. Die Menschen lachen über etwas und finden das „komisch“, also späßhaft — sie finden aber auch etwas merkwürdig und nennen das wieder „komisch“. Ist das

nun nicht komisch? Ob man nicht doch allmählich anfangen wird, über den Sinn der Worte nachzudenken?

### Physiologisches.

Wie man friert. Die Haut wird blaurot, man klappert mit den Zähnen, Arme und Beine zittern, kurz man friert — das sind die äußeren Anzeichen, die der beißende Frost ausstößt. Allein wie man friert, wie der Körper die Kälte empfindet, ist damit noch nicht erklärt. Unter den verwickelten Gefühlswerkzeugen sind die, die Kälte- und Wärmegefühl vermitteln, mit am wenigsten genau erforscht. Zwar weiß man längst, daß einzelne Körperteile gegen Kälte besonders empfindlich sind, nämlich Brust, Nasenflügel und die Vorderseite der Arme. Die Tatsache jedoch, daß es besondere Organe für die Kälte- und Wärmeempfindung gibt ist eine Entdeckung der jüngeren Vergangenheit. Es ist rund ein Vierteljahrhundert her, daß der deutsche Gelehrte Goldscheider und der dänische Forscher Magnus Mjøl gleichzeitig die sogenannten „Kältepunkte“ entdeckt haben. Es ist verhältnismäßig leicht, ihr Vorhandensein nachzuweisen. Wenn man mit einer ganz feinen, abgekühlten Nadelspitze den Körper abtastet, entdeckt man sie und bekommt auch einen Ueberblick über die Art ihrer Verteilung. Durchschnittlich kommen (beim Menschen) auf jeden Quadratcentimeter 6 bis 23 Kältepunkte, während die Wärmepunkte viel weniger zahlreich vorhanden sind; deren gibt es nämlich nur 3 im Durchschnitt auf den Quadratcentimeter. Auf dem ganzen menschlichen Körper sind schätzungsweise eine Viertelmillion Kältepunkte vorhanden, dagegen nur etwa 30 000 Wärmepunkte.

Die Kältepunkte sind es, die dem Hirn und Rückenmark die Nachricht geben, daß der Körper friert und daß der Wärmeaustausch zwischen Innen und Außen anders geregelt werden muß. Bei sehr heftiger Kälte freilich versagen sie. Unter Umständen lassen sich die Kältepunkte, deren Sitz man in den sogenannten Reflexischen Körperchen vermutet, auch betrogen, und die Haut friert dann oder hat wenigstens die Empfindung der Kälte, ohne daß diese Kälte objektiv vorhanden ist, ähnlich wie der Kranke im Fieber heftiges Frostgefühl haben kann, während doch seine Temperatur bedeutend höher ist, als sie sein sollte. Es gibt nämlich gewisse Stoffe, die die Kälte- und ähnlich die Wärmepunkte in ihrer Arbeitsweise beeinflussen. Ein jeder hat wohl schon einmal Pfefferminzbonbons oder ähnlich wirkende Stoffe zu sich genommen und danach gemerkt, daß man im Munde und Schlunde das Gefühl der Kälte empfindet, wenn man Luft einhaucht, obwohl die Luft nicht kalt genug ist, um diese Kühlung zu erklären. Dies beruht auf der Beeinflussung der Kältepunkte, und in größerem Maßstabe betrügt ein jeder seine Kältepunkte, der sich — etwa gegen Kopfschmerzen — mit dem Migränestifte einreibt, dessen wirksamer Bestandteil das Menthol ist. Die Wirkung des Menthols beruht nicht etwa darauf, daß durch Verdunstung Kälte erzeugt wird, sondern der Stoff hat die Eigenschaft, die Kälteapparate der Haut so zu verändern, daß sie jede Reizung als Kälte nach innen melden. Wer sich jemals vom Friefer den Kopf mit sogenanntem „Eiswasser“, einem Kopfwasser, das sein verteiltes Menthol enthält, hat waschen lassen, friert sundenlang nachher am Kopfe, weil Menthol die Kältepunkte in einen trügerischen Rausch versetzt hat. Man friert dann an der Kopfhaut, einerlei, wie man sie reizt, ob durch Anblasen oder leichte Berührung.

### Physikalisches.

Einige Radiumziffern. Das Radium sendet drei verschiedene Strahlenarten aus, deren eine rund 290 000 Kilometer in der Sekunde zurücklegt. Wegen seiner inneren Energie ist der Stoff stets wärmer als die umgebenden Körper. Trotz der ungeheuren Geschwindigkeit und Zahl der ausgesenderten Teilchen beträgt die Lebensdauer eines Stamms Radium 1750 Jahre. Im Meer sind schätzungsweise 20 000 Tonnen Radium enthalten. Da nun die Energie einer Tonne Radium gleich der von 15 000 Tonnen Kohle zu setzen ist, so würde die im Weltmeer enthaltene Radiumenergie einer Kohlenmenge von 300 Millionen Tonnen entsprechen. Ob diese Energie jemals auch zum Betrieb von Schiffen und Kraftwagen benutzt werden wird, ist vorläufig allerdings noch sehr fraglich. Wenn das gelänge, so würde das Radium einen dankenswerten Ersatz für die Kohle; wenigstens auf einige Jahrhunderte darbieten, was für die Leute, die eine Erschöpfung der Kohle schon in 200 Jahren voraussagen, recht beruhigend sein muß. Welche Aussichten sich aus der Radiumforschung noch weiter ergeben können, läßt sich noch gar nicht absehen. Ist doch durch sie die Auffassung von der Materie völlig umgewandelt worden. Nach der neuen Theorie bestehen z. B. die Atome des Eisens aus Strömen elektrischer Teilchen, die mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit in die Runde fliegen. So könnte man daran denken, daß es einmal möglich sein würde, aus der Energie eines eisernen Schreibzeugs, das man auf dem Schreibtisch stehen hat, ein Schiff über den ganzen Atlantischen Ozean zu treiben. Die Voraussetzung ist nur, daß es dem Menschen gelingt, diese Atomenergie aus dem Eisen herauszubekommen. Das ist eine grobhartige Zukunftsmusik, die vielleicht manchem betäubend in die Ohren klingt. Die Vertreter der Wissenschaft freilich wissen, was sie von ihren eigenen Theorien zu halten haben, und lassen sich durch solche Perspektiven die Ruhe nicht rauben.